



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Dichtung am Rhein

Linden, Walther

Ratingen, 1944

Zweites Kapitel: Karolingische "Renaissance" und karolingische Volksepik

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99212](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99212)

ZWEITES KAPITEL

Karolingische „Renaissance“ und karolingische Volksepik

Die Romanisierung Westfrankens (Neustriens) und Burgunds hatte im 7. Jahrhundert reißende Fortschritte gemacht. Zwischen Seine und Loire war das Frankentum ganz überwiegend der fremden Sprache erlegen, aber auch nördlich der Seine wich die Sprachgrenze immer mehr nach Norden und Osten zurück. Die politische Macht des Frankenreiches erfuhr in mehr als hundert Jahren keine Ausdehnung mehr; die innere verfiel unter einem sinkenden Königsgeschlecht. Es war die Zeit einer allgemeinen Krise des Germanentums nach dem Aufstieg der Völkerwanderungszeit: Ostgoten und Wandalen waren schon im 6. Jahrhundert dem byzantinischen Ansturm zum Opfer gefallen, die Langobarden behaupteten Italien nur mühsam gegen diese oströmische Macht, das Westgotenreich zerfiel innerlich und wurde 711 fast kampflos von den Arabern zerschlagen, deren Woge gewaltig in den Süden Galliens hinüberschlug und das ganze Abendland bedrohte, der Osten Europas jenseits der Elbe und Saale war an die Slawen verloren, die sich am oberen Main in die ostfränkischen Gaue hineinschoben. Zwischen Arabern, Slawen und Byzantinern waren nur noch die drei Reiche der Franken, Langobarden und Sachsen vom germanischen Europa übriggeblieben.

Umschwung und neuer Aufstieg kamen von dem Majordomusgeschlecht der Karolinger, dessen Hausgüter zwischen Maas und Mosel lagen und sich dann in die Eifel hinein vermehrten — ein rein germanisches, ostfränkisches Geschlecht, aus dem ein Reichtum politischer Begabungen hervorquoll, Generation auf Generation ein geborener Herrscher nach dem andern. Pippin der Mittlere riß als Majordomus die sinkende Königsgewalt empor, Karl Martell warf 732 die Araber aus Gallien zurück und rettete das Abendland, Pippin

der Jüngere nahm 751 die Königsgewalt an sich, Karl der Große faßte die gesamte germanisch-romanische Welt zusammen und schuf die neue Form des „Reiches“. Durch diesen abermaligen Aufstieg unter germanischem Herrscherhause wurde als wichtigste Folge der Romanisierung der Franken Einheit geboten, die Sprachgrenze verfestigt, das Ostfrankentum gerettet. Indem Karl die Bayern fest in den Reichsverband einfügte und den letzten freien Stamm der Westgermanen, die Sachsen, unterwarf, gründete er die Einheit aller westgermanischen, das heißt nunmehr „deutschen“, Stämme, legte er den Grund zum einheitlichen „Deutschland“ und zum „deutschen“ Volke.

Diese politischen und kulturellen Leistungen können nicht übersehen werden. Sie haben die Geschichte des deutschen Volkes auf ein Jahrtausend bestimmt. Wer das Ideal eines reinen Germanentums im Sinne trägt, wird an der Gestalt des großen Frankenkönigs manche Ausstellungen erheben. Karl war einer der wirklichkeitsharten, klar-entschlossenen, rücksichtslos durchgreifenden Menschen, die den Mut haben, aus gegebenen Tatsachen mitleidlose, unsentimentale Folgerungen zu ziehen. Er fand Dinge vor, die nicht rückgängig zu machen waren, und er versuchte auch nicht im leisesten Zuge, das Rad nach rückwärts zu drehen; er trieb die Entwicklung vorwärts. Die erste Tatsache, die er vorfand, war die bedrohliche Zerspaltung und Preisgabe der germanischen Welt: er unterwarf das geschwächte Langobardenreich wie die kraftvoll unabhängigen, aber sich eigensüchtig vereinzelnden, dem Skandinaviertum zugedrängten Sachsen und vereinigte so alle westgermanischen Stämme und Langobarden, Burgunder, Westgoten dazu. Die zweite Tatsache war die Romanisierung weiter Teile der Franken, Langobarden und fast aller Burgunder: er setzte dem Fortschreiten dieser Romanisierung ein Ziel, mußte aber die Sachlage gelten lassen, daß der größere Teil der Reichsbevölkerung dem Romanentum zugehörte. Die dritte, einschneidendste Tatsache war der Übertritt aller germanischen Stämme zum Christentum, mit einziger Ausnahme der Sachsen. Dieser Glaubenswechsel war nicht rückgängig zu machen, zu so unheilvollen Zuständen er bereits geführt hatte. Der germanische Glaube war zerstört oder durch die

kirchliche Propaganda zum Dämonischen oder Abergläubischen herabgedrückt und verzerrt worden, der neue Glaube hatte nur äußerlich Fuß gefaßt, die Seelen des Volkes nicht ergriffen. In dieser unseligen Doppelheit drohte eine allgemeine Sittenverderbnis, ein innerer Zerfall: hier hat sich Karl mit rücksichtsloser Entschiedenheit für die uneingeschränkte Durchsetzung des christlichen Glaubens entschlossen, eine Reform der Kirche durchgeführt und Anfänge einer neuen Volksbildung auf kirchlich-christlicher Grundlage bereitet. Er hat durch die gewaltsame, ja grausame Bekehrung der Sachsen die Gefahr einer Glaubensspaltung unter den Germanen mit ihren weittragenden politischen Folgen (Abdrängung der Sachsen ins Nordgermanentum) gebannt.

Die kulturellen Reformen Karls haben die ganze Folgezeit bestimmt. Man hat diese Kulturreform als „karolingische Renaissance“ bezeichnet — ein Schlagwort zweifelhafter Art. Die antike Überlieferung, die hier aufs engste mit der christlichen verbunden erscheint, war niemals abgerissen; sie hatte auch, wie die im ersten Kapitel erwähnten merowingischen Lateinpoeten des 6. Jahrhunderts erweisen, am Merowingerhofe ihre Pflege gefunden. In den neugegründeten Klöstern (650 Doppelkloster Malmedy-Stablo, 721 Prüm, 744 Fulda) entstanden Klosterschulen, in den Kathedralsitzen Kathedralschulen, die Erzbischof Chrodegang von Metz (seit 741) mit Unterstützung seines Jugendfreundes Pippins des Jüngeren reformierte. Chrodegang predigte auch in der Volkssprache. Durch Karl finden diese zerstreuten und schwachen Bestrebungen ihre systematische Zusammenfassung. In einer Anzahl von Kapitularen und Gesetzen wird der Geistlichkeit eingeschärft, dem Volke die Hauptstücke des christlichen Glaubens nahezubringen und in die Volkssprache zu übertragen. Karl wünscht christliche Predigt und Lehre in deutscher Sprache — im Zusammenhange mit diesen Bestrebungen entwickelt sich der zunächst sprachliche Begriff „*theodiscus*“, der erstmals 786 begegnet — und er tritt im Jahre 794 ganz ausdrücklich dem Wahne entgegen, daß Gott nur in den drei heiligen Sprachen Griechisch, Lateinisch und Hebräisch verehrt werden könne: *ut nullus*

credat, quod non nisi in tribus linguis Deus adoretur et homo exaudatur. Fränkisch-deutscher Nationalstolz in christlichem Gewande! So entsteht denn nun in wenigen Jahrzehnten, einzig auf Karls Betreiben, der Hauptteil dessen, was wir „althochdeutsche Literatur“ nennen, ein wissenschaftliches Schrifttum in althochdeutschen Mundartformen, fränkischen, alemannischen, bayrischen, sächsischen, wobei in Bayern Einflüsse der hochentwickelten langobardischen, in Sachsen mindere der angelsächsischen Klosterkultur mitspielen.

Es entstehen als Hilfen für Lateinverständnis und Lateinübersetzen die Glossen und Interlinearversionen, unter letzteren die rheinfränkischen und altniederfränkischen Psalmenübertragungen. Dann handelt es sich um die grundlegende Einführung, insbesondere der Neubekehrten, aber auch der nur oberflächlich Verchristlichten, in den Glauben: Hauptteile sind hier nach den Vorschriften der Karlschen Kapitulare Taufgelöbniß, Glaubensbekenntnis, Vaterunser, Beichtformel und Gebete. Im „Weißburger Katechismus“ vereinen sich in diesem Sinne das Vaterunser, ein Sündenverzeichnis, das apostolische und das athanasianische Glaubensbekenntnis, das verdeutschte Gloria in excelsis und Laudamus. Wir finden ferner in unserem Gebiet das Fränkische Taufgelöbniß, die Lorscher, Mainzer und Pfälzer Beichte, das Fränkische Gebet. Unbestrittener Höhepunkt dieser Übersetzertätigkeit ist die rheinfränkische, in der fränkisch-alemannischen Übergangslandschaft entstandene Übertragung der Schrift „De fide catholica contra Judaeos“ des Bischofs Isidor von Sevilla († 636). Diese um 790–810 gearbeitete Übersetzung ist in ihrer sprachlichen Feinheit und Schärfe, in der Geschicklichkeit der logischen und spekulativen Formelungen in einer hierzu noch unausgebildeten Sprache ein Meisterwerk, das von den höchsten Leistungen dieser Zeit kündigt: von der Hofakademie Karls des Großen in seiner später ständigen Residenz Aachen.

Die Anregungen gingen von Karls Feldzügen in Italien aus; sie hatten ihm antike Baukunst und antikes Schrifttum vor Augen geführt, hatten ihm die hochstehende Kultur der Langobarden als Vorbild gegeben. Aus dem Wunsche, sich, seinem Hofe und allmählich

seinem Volke die bewunderten Werte der Südkultur zu schenken, gründete er seit 781, seiner zweiten Rückkehr aus Italien, an seinem Hofe eine Art gelehrter Akademie, in der Angehörige aller germanischen Stämme ihren geistigen Besitz in Gesprächen und literarischen Werken austauschten. Da trafen sich der Angelsachse *Alkuin*, der als Vorsteher der Hofschule wirkte, aber auch einen beträchtlichen Einfluß als Ratgeber in kulturellen und auch politischen Fragen ausübte, der Langobarde *Paulus Diaconus*, der Verfasser der Langobardengeschichte, die uns auch germanische Heldenlieder dem Gehalte nach gerettet hat, der Westgote *Theodulf* mit dem Bayer *Arno* und den Franken *Angilbert* und *Einhard*. In der Hofschule wurden junge fränkische Adlige in die antik-christliche Bildung eingeführt, aber auch der Geistlichkeit ein hochgebildeter Nachwuchs geschaffen: Alkuins Schüler war Hrabanus Maurus, der die berühmte Fuldaer Schule einrichtete, aus der dann wieder Otfrid und Walahfrid Strabe hervorgingen. Karl liebte es, sich mit seiner glänzenden Beherrschung des Lateinischen an den Gesprächen seiner Hofakademie zu beteiligen; er ließ sich beim Mahle lateinische Dichter und Kirchenväter, ganz besonders des Augustin „*De civitate Dei*“ (Über den Gottesstaat) vorlesen; er drang in die Anfangsgründe des Griechischen ein. Überall bekundet sich ein umfassendes Streben, das germanische Wesen mit der antik-christlichen Bildung zu verschmelzen und nach dem unzweifelhaften Niedergang der alten germanischen Art eine neue Form „deutschen“ Wesens zu schaffen.

Keineswegs ist dabei daran gedacht, das Germanisch-Deutsche irgendwie zu opfern — vielmehr offenbart sich überall ein starkes nationales Gefühl, ein fränkischer Stolz, wie er noch in der Einleitung des Otfridschen Evangelienbuches widertönt. *Einhard*, der aus dem Odenwalde stammende Reichshistoriker, Baumeister und Ratgeber (um 770—840) — er war in der Fuldaer Klosterschule, dann in der Aachener Hofschule erzogen worden, 796 in den Hofdienst getreten — berichtet in seiner ganz nach Suetons Kaiserbiographien stilisierten „*Vita Caroli Imperatoris*“ (etwa 817—821) mit besonderem Nachdruck von Karls germanischem Wesen und Auftreten, seiner ger-

manischen Tracht und Sitte. Eine hochragende, gebietende Gestalt, ein durch ständige Übung im Jagen und Schwimmen gestärkter, unermüdlicher Körper, seine ausschließliche Vorliebe für die fränkische Tracht, die er nur einmal auf des Papstes listige Bitte hin mit der römischen vertauschte, sein Brauch, mit dem ganzen Hofe ins Schwimmbad zu gehen, seine Familienliebe, die sich bis zur zärtlichsten Kameradschaft mit den schönen Töchtern steigerte — das alles und noch mehr sind germanische Züge wesenhafter Art. Die alten Formen germanischen Volksherrscher-tums, das allgemeine Ding usw., konnten in dem Riesenreiche nicht festgehalten werden; das alte Freibauerntum verwandelte sich langsam aber unwiderstehlich unter den entstehenden Formen des Lehnstaates. Und doch hatte noch Karl die Gewohnheit, früh beim Ankleiden seine Freunde zu empfangen, Rechtsstreitigkeiten durch schnellen mündlichen Entscheid zu beenden, politische Geschäfte schleunig und ohne Formalitäten zu erledigen. Fränkisches Recht, fränkische Grafschaftsverfassung und Gerichtsgemeinde blieben siegreich gegenüber den römischen Formen. Den andern germanischen Stämmen, Bayern, Sachsen, Langobarden, Burgundern ließ Karl ihre Volksrechte, die er aufzeichnen ließ; auch die Sachsen wurden nicht etwa als unterworfenen Volk behandelt, vielmehr regierten sie sich innerhalb der Grafschaftsverfassung durch einheimische Grafen, und Einhard in der „Vita“ erzählt ausdrücklich, daß der Friede mit den Sachsen unter der Bedingung geschlossen worden sei, daß sie das Christentum annähmen und „mit den Franken vereinigt ein Volk bildeten“ (ut . . . Francis adunati unus cum eis populus efficerentur, Cap. 7). Dem germanischen Teile des Reiches diente die weitausgreifende Ostpolitik, welche die Grenzen bis zur Oder, nach Einhard bis zur Weichsel, vorschob, Böhmen, Mähren, Kroatien, Norddalmatien einverleibte, die Grenzposten des Reiches kurz vor Belgrad, auf die heute noch in diesem Sinne benannte „Fruska Gora“ (Frankenwald) stellte. Gerade die Unterwerfung Sachsens und Bayerns hat diesen Grenzlandschaften die Kraft gegeben, sich mit voller Rückendeckung zur Osteroberung zu wenden; die Siedlung in

Karantanien (Kärnten) hat noch unter Karl mächtig eingesetzt, nachdem der zwölfjährige Avarenkrieg die Voraussetzungen dazu geschaffen hatte. Der Frankenkönig ist auch als Beginner der Osteroberung der Begründer des neuen Deutschtums.

Diesen politischen Zügen germanischer Art entspricht das germanische Kulturbestreben Karls. Wie er die Volksrechte aufzeichnen ließ — wovon uns Bruchstücke der „Lex Salica“ übriggeblieben sind —, so veranlaßte er, gleichfalls aus einem fränkischen Nationalgefühl heraus, die Niederschrift der alten Königslieder: „Item barbara et antiquissima carmina“, so lautet die berühmte Stelle in Einhards 29. Kapitel, „quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsi memoriaeque mandavit“ (gleichermaßen ließ er die uralten Volkslieder von der früheren Könige Taten und Kriegen niederschreiben und überlieferte sie dem Gedächtnis). „Inchoavit et grammaticam patrii sermonis“, fährt Einhard fort (er begann auch eine Grammatik der heimischen Sprache): also sehr tiefdringende Bemühungen um Erkenntnis und Festigung germanischer Sprachart. Dazu die deutschen Monats- und Windnamen: überall eine planmäßige Förderung und Neubegründung eigenfränkischer Kultur! Die Anteilnahme des Hofes am germanischen Heldensang hat weitere Wirkungen gehabt; nicht ohne Grund ist schließlich das Hildebrandslied zweimal, um 790 und um 810, im Kloster Fulda von Mönchshand aufgezeichnet und so als einzige unmittelbare Urkunde auf deutschem Boden bewahrt worden.

Karl vereinigte in seiner Person germanisches Denken, Volkskönigtum, Brauch und Sitte mit antiker Bildung und christlichem Glauben — diese in ihm allein bestehende Verknüpfung suchte er zur Grundlage einer eigenwüchsigen deutschen Kultur zu gestalten. Auf die Dauer konnte das nicht gelingen, da der Widerstreit der drei Geistesmächte zu tief ging. So vereinigte Karl auch in seiner Person die weltliche und geistliche Macht und versuchte auch hierin, mit dem oft allzu weit getriebenen Schicksalsvertrauen des großen Führers, künftigen Zeiten Gesetze zu geben. In dem programmatischen Briefe an Leo III. vom Jahre 796 scheidet Karl die Aufgabengebiete

von König und Papst in der Weise: des Königs ist es, die heilige Kirche Christi nach außen hin gegen den Ansturm der Ungläubigen mit den Waffen zu schützen, nach innen mit der Erkenntnis des katholischen Glaubens zu versehen; des Papstes ist es, mit zum Himmel aufgehobenen Händen, gleich Moses, des Königs Kampf zu unterstützen. Man sieht, Karl beansprucht für sich, was man schon zu seiner Zeit die beiden Schwerter zu nennen pflegte, weltliche und geistliche Gewalt zugleich — der Papst aber ist in seinen Augen nur ein Priester höheren Ranges, der Gebete für des Herrschers Sieg zu sprechen hat. Alkuin, des Kaisers Berater in kirchlichen und religiösen Fragen, spricht das in seinen Briefen aufs deutlichste aus, er teilt im 171. wie im 202. Karl die Aufgabe sowohl des kriegerischen Verteidigers wie des Lehrers und Ausbreiters des christlichen Glaubens: „His duobus gladiis“, heißt es im 171. Briefe, „vestram venerandam excellentiam dextra levaque divina armavit potestas“ (mit diesen beiden Schwertern in rechter und linker Hand waffnete dich die göttliche Macht). In seinem bei Einhard Kap. 33 mitgeteilten Testamente bedenkt der Frankenherrscher den Bischof zu Rom wie alle übrigen Bischöfe seines Reiches — es ist, als ob es keinen „Papst“ gäbe. Nach Einhards unzweideutigem Bericht (Kap. 28) ist die Form der Kaiserkrönung durch den Papst im Jahre 800 nichts als ein listiger Vorgriff des Papstes gewesen, dem sich der neue Kaiser aus Gründen öffentlichen Anstandes nicht entziehen konnte; er hat Rom seitdem nicht mehr betreten und die Kaiserkrönung seines Sohnes Ludwig in betontester Weise selbständig, ohne jegliche Beihilfe des Papstes vollzogen. Daß aus dem Überfall des Jahres 800 das unheilvollste Geschick des deutschen Volkes zur Staufenzzeit erwachsen sollte, hat Karl nicht voraussehen und nicht verhindern können; er selbst hielt Kirche und Papst in festen Banden und leitete sie zu seinen staatlichen Zwecken.

Aus dem Frankenreiche Karls erwuchs die abendländische Einheit, die Einheit eines neuen Europas nach dem Zerfalle der antiken Welt: Deutschland, Frankreich (das den Namen bewahrt), Italien, Spanien (das von Karls Spanischer Mark seinen Ausgang nimmt), die west-

slawischen Völker. Die Gestalt des großen Gründers geht in fast alle europäischen Literaturen über, in die italienische, spanische, das nordische Sagaschrifttum, vor allem in die französische und deutsche. Das merowingische Lied findet seine lebendige Fortsetzung im karolingischen. Der fränkische Heldensang stirbt nicht aus, er pflanzt sich über Jahrhunderte in mündlicher Überlieferung fort, bis er dann um 1100 zum ersten Male schriftlich überliefert erscheint, in der neuen Form des französischen Epos, der westfränkischen „Chanson de geste“. Ob die fränkischen Lieder, auf welche die Chansons de geste zurückgehen, mehr dem ostfränkischen oder westfränkischen, dem germanischen oder dem romanischen Sprachteil des Reiches angehörten, kann nicht sicher gesagt werden; man kann vermuten, daß dieser Heldensang in beiden Sprachen geblüht hat, das Westfränkische aber damals bereits einen Vorsprung hatte. Die deutschen Karolingerlieder bezeugt der Poeta Saxo im 9. Jahrhundert an der im ersten Kapitel wiedergegebenen Stelle: Pippin, Karl, Karlmann, Ludwig werden als die Besungenen genannt. Von der deutschen Karolingerlieddichtung ist nur ein einziges Zeugnis erhalten geblieben: das Ludwigslid von 881. Alles andere, im besonderen alle Lieddichtung über Karl den Großen selbst, ist verloren gegangen. Wir müssen den ost- und westfränkischen Bestand aus den Chansons de Geste des 12. bis 14. Jahrhunderts rückwärts erschließen.

An Karl Martell, den Sarazenenbezwinger, muß sich eine Schar von Liedern angeschlossen haben; später verschmolz seine Gestalt mit der gleichnamigen des großen Enkels, Karl der Große tritt auch als Sarazemensieger auf. Den Namen Charles Martels bewahrt noch der französische „Girart de Roussillon“, während der „Mainet“ und „Renaut de Montauban“ (Die Haimonskinder) zwar deutlich Ereignisse aus der Regierung Karl Martells, seinen Kampf um die Herrschaft mit den Stiefbrüdern und dem neustrischen Hausmeier, vertauschen den Namen Martells aber mit dem Karls. Als Volksbuch „Die Haimonskinder“ ist das Heldenlied von Karl Martells Jugendkämpfen später nach Deutschland heimgekehrt, hat dem jungen Goethe ein kindliches Entzücken, seiner Mutter den Namen Frau Aja geschenkt

(Dichtung und Wahrheit 18. Buch). Um die Person Pippins sind die fünf Lothringerepen (Garin le Loherenc aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts und seine Fortsetzungen) gruppiert; diese lose Verbindung läßt auf die Fortwirkung alten Sanges schließen. Der Hauptteil der Chansons stellt Karl den Großen in den Mittelpunkt und vermischt mit ihm den früheren Martell wie den späteren Karl den Kahlen und andere Karle.

Den Langobardenfeldzug schildert die Sage von Autcharius-Ogier, dem von Karl abgefallenen und zum Langobardenkönig Desiderius geflohenen Großen, die in Ost- wie in Westfranken erscheint: dort erzählt sie der St. Galler Mönch (Monachus Sangallensis), der Ende des 9. Jahrhunderts die Berichte und Sagen von Karl in einem lateinischen Büchlein zusammenfaßt, hier ist das mit zahlreichen anderen Zügen durchsetzte Epos „Ogier der Däne“ daraus entstanden. Mittelpunktsgestalt dieses Kreises ist *Roland*, nach Einhards Bericht (Kap. 9) Hruotlandus, Graf der bretonischen Mark, der beim Rückmarsch des fränkischen Heeres aus Spanien über die Pyrenäen mit der Nachhut von den Basken überfallen und nach heldischem Widerstande niedergemetzelt wurde. Auch dieser Baskenkampf wächst wie alle anderen Kämpfe allmählich in den Bereich des Sarazenen-, also des Glaubenskampfes hinein, wird religiös ausgedeutet. In einer beispielhaften Verknüpfung des Nationalfranzösischen und Gläubig-Religiösen begegnet er uns in dem ersten europäischen Großepos, dem französischen Rolandslied aus den ersten Jahren nach 1100, das dann um 1130—1140 vom bayrischen Pfaffen Konrad ins Deutsche umgestaltet und dabei noch stärker ins Religiöse umgesetzt wurde — der Beginn einer deutschen Rolandsüberlieferung, die doch auf eine fränkische Wurzel zurückführt. Karl der Große ist hier zu seinem mittelalterlichen Bilde herangewachsen: die vorbildliche Herrschergestalt, der Hüter von Recht und Gerechtigkeit, der Schützer der Kirche und des Glaubens, der christliche Herrscher im höchsten Sinne. So gebietet er nun in allen Epen, die auf seine Zeit und die unter ihm geschehenen Taten zurückgehen.

Die Rolandssage findet einen weiten europäischen Widerhall. Als der Normannenherzog Wilhelm 1066 in die Schlacht bei Hastings rückte, da ritt vor seinem Heere nach des Anglonormannen Wace Bericht der Sänger Taillefer und sang zur Anfeuerung der Krieger das Lied von Roland, sicher noch das alte kürzere Lied vor der epischen Umformung. In der italienischen Karlsepik spielt die Gestalt Rolands eine bedeutende Rolle, bis dann die großen Dichter der italienischen Renaissance, Bajardo und Ariosto, die Gestalt ihres Orlando der Welt-dichtung einverleiben.

Eine zweite hervorragende Gestalt des Karlskreises ist der *Graf Wilhelm von Toulouse*, der seit 790 für den unmündigen Karlsson Ludwig die Regierung Aquitaniens führte, 793 einen schweren und verlustreichen Kampf mit den Arabern am Flusse Orbieu bestand, später Katalonien eroberte; 806 zog er sich von der Welt in ein Mönchskloster zurück, wo er 812 starb. Mit diesem großen Sarazenenkämpfer verbindet sich später, ein halbes Jahrhundert überspringend, die Gestalt des Grafen Vivianus von Tours, der 851 im Kampfe gegen die aufständischen Bretonen fiel — die Bretonen werden wie alle Reichsfeinde, wie Basken, Normannen, Sachsen zu Sarazenen umgedeutet. Das Geschichtliche wird bis in kleinste Einzelheiten erhalten — so erscheint ein geschichtlicher Hadhemarus, caele pro tecte utens (der den Himmel als Dach gebrauchte), ein Begleiter Wilhelms auf seinem katalonischen Feldzuge von 801, noch im 12. Jahrhundert als Wilhelms Bruder Aimer, der nie unter einem Dache schläft. Die durch die Liedform gefestigte Überlieferung hat hier über Jahrhunderte hinweggeführt. Die Lieder von Wilhelm und Vivien begegnen im 12. und 13. Jahrhundert umgewandelt als „Ludwigs Krönung“ (hier Wilhelms Vormundschaft für Ludwig geschildert), als „Prise d'Orange“ und „Charroi de Nîmes“ (hier Wilhelms Sarazenenkämpfe), als „Archamp“, „Covenant Vivien“ und „Bataille d'Aliscans“ (hier Wilhelms und Viviens Schicksale verbunden, Wilhelm als Rächer des gefallenen Vivien), während „Moniage Guillaume“ (das Mönchtum Wilhelms) der klösterlichen Überlieferung von dem später heiliggesprochenen Sarazenenkämpfer angehört. Die

Alischanzschlachten, in denen der germanische Kampfgeist der verlorenen Lieder am stärksten nachwirkt, haben um 1212—1218 in Wolframs „Willehalm“ eine glanzvolle Wiedererstehung erlebt, wobei der ostfränkische Dichter die vorgezeichnete Verbindung des Weltlichen und Geistlichen aus seinem eigenschöpferischen Reichsgedanken vertiefte — auch hier kehrt ursprünglich fränkisches Gut in die Hände des wahren Eigners zurück.

Unmittelbar von Karl selbst erzählt nur die „Karlsreise“ (*Pèlerinage de Charlemagne à Jerusalem et Constantinople*); in dem kleinen Epos ist der ursprüngliche germanische Zug des Heldenwettstreits (Karl will sich mit dem andern großen Weltherrscher, dem Kaiser Hugo von Konstantinopel, messen) mit klösterlichen Zügen, wie dem der Pilgerfahrt zum Heiligen Lande verbunden werden. Zahlreiche andere Epen sind auf Karl bezogen worden, ohne daß geschichtliche Verknüpfungen zugrundeliegen, wie die Freundschaftssage von Amis und Amiles. Sarazenenkämpfe des 8. Jahrhunderts („*Aimeri de Narbonne*“, „*Girart de Viane*“) werden ebenso unter seinen Schirm gestellt wie die Sarazenenkämpfe des 9. Jahrhunderts in Mittel- und Unteritalien („*Fierabras*“, „*Destruction de Rome*“, „*Aspremont*“). In dem Epos vom Sachsenkrieg „*Saisnes*“ verbinden sich geschichtliche Ereignisse der Kämpfe Karls und Widukinds mit der uns bekannten Überlieferung des Kampfes Chlotachars und Bertoalds 604 (die beiden Chlotacharlieder des 7. Jahrh.), so daß die Gestalt des großen Karl in der Tat die geschichtlichen Taten aus drei Jahrhunderten, von 600 bis 900, wie in einem Brennspeigel auf sich sammelt hat.

Die Doppelheit der deutsch-französischen Karlsüberlieferung hat unselige Folgen für das deutsch-französische Verhältnis gehabt. Charlemagne und Karl der Große — beide Völker beriefen sich auf ihn, seitdem 843 der Verduner Vertrag das endgültige Ergebnis des Romanisierungsvorgangs, die sprachlich-volkliche Trennung von Ost- und Westfranken bestätigt hatte. Noch mehrmals wurde im 9. Jahrhundert die Scheidung des Reiches rückgängig zu machen versucht, der Gedanke der Zusammengehörigkeit von Ost und West blieb noch im-

mer lebendig, germanischer Laut war im Westen noch nicht völlig verstummt. Am Ende des Jahrhunderts aber war die Trennung endgültig geworden. Ostfranken hatte sich, unter dem großen Karolinger Ludwig dem Deutschen, die Vorherrschaft in Europa, die Nachfolge des Reichsgedankens gesichert; der germanisch verbliebene Teil des fränkischen Stammes hatte sich diesen seinen politischen Gedanken nicht nehmen lassen, er blieb der reichsgründende und reichsbewahrende Stamm. Das Zwischenreich Lotharingen mit dem reichen karolingischen Hausgut wurde für Ostfranken gewonnen (870 und 879/80) und im Kampfe behauptet, der Kampf um Italien — das heim Streite um die europäische Vorherrschaft seinem Besitzer den Vorrang gab und daher umkämpft werden mußte — mit wechselndem Erfolge geführt, die Eroberung des Ostens, die Siedlung in der Südostmark vor allem durch Ludwig den Deutschen gefördert. Aber auch der westfränkische Stamm vergaß seinen größten Herrscher nicht, vererbte seinen Reichsgedanken dem neuerstandenen französischen Volke als den gedanklichen Kern der französischen Ausdehnungspolitik. Schon im deutsch-französischen Kriege von 1124 entfaltete Abt Suger von St. Denis die Oriflamme als das alte Zeichen Karls gegen die Deutschen. Karl von Anjou, der Hohenstaufenvernichter, wurde als der zweite Karl gefeiert. Philipp der Schöne berief sich bei seinen Osteroberungen auf ihn. Ludwig XI., der Gründer des französischen Einheitsstaates, führte den offiziellen Karlskult am 28. Januar ein. Auf ihn berufen sich die Denkwürdigkeiten Ludwigs XIV., beruft sich mit besonderem Nachdrucke Napoleon, der 1804 in die Aachener Gruft hinabsteigt, berufen sich im 20. Jahrhundert Maurice Barrès und Charles Maurras, die französischen Nationalisten. Auf der andern Seite aber wird Karl zum Vorbilde der staufischen Imperialpolitik Ottos des Großen, Ottos III., Friedrich Barbarossa läßt ihn durch seinen Papst 1165 heiligsprechen und das Papsttum wagt das später nicht rückgängig zu machen. Karlsverehrung begegnet bei den Welfen (Rolandslied und Kaiserchronik), bei Karl IV. Wimpelings „Germania“ 1500 weist auf Karls deutsche Art, um die französischen Ansprüche abzulehnen. Das Bild des gerechten Herrschers bleibt in

der Volksüberlieferung: das alte Wort „mit Karls Lot vergelten“, das Märchen „Der Kaiser und die Schlange“, die Rolandssäulen. Im späten Mittelalter die Volksbücher, dann die Romantik erobern das Bild Karls aus westfränkischer Überlieferung neu. In diesem Kampf zweier Völker um eine große Gestalt hat erst das Jahr 1940 eine neue Lage geschaffen.

Das Heldenlied bleibt unter Karls Nachfolgern weiterhin lebendig. Der Untergang Vivians im Bretonenkampf 851 hat im Liede nachgewirkt, das dann mit den Wilhelmliedern verbunden wurde. Die Schlacht von Saucourt 881, der Sieg Ludwigs III. von Westfranken über die Normannen, hat in einem deutschen und einem französischen Liede ihren Preis gefunden, ein deutliches Zeichen, wie stark Ost- und Westfranken sich noch einig fühlten und die Abwehr der normannischen Wikinger als gemeinsame Sache ansahen. Das französische Lied hat auf das spätere Epos „Isembart und Gormont“ (Roi Louis) eingewirkt, das deutsche ist als einziges unmittelbares Zeugnis der gesamten merowingischen und karolingischen Lieddichtung erhalten geblieben. Dies *Ludwigslied* — das noch im gleichen Jahre 881 entstanden ist, denn von dem 882 gestorbenen Könige wird als von einem Lebenden geredet — ist das typische „Preislied“, aber nun in umgewandelter Form, mit endreimenden vierhebigen Kurzversen statt der stabreimenden Langverse, mit starken kirchlichen Einflüssen: Gott schickt die Normannen den Franken zur Strafe ihrer Sünden, ruft Ludwig dann zum Kampfe auf, dieser ist der christliche Gottesstreiter, der die Heiden bezwingt, mit dem Gesange „Kyrieleison“ ziehen die Krieger in die Schlacht. Der Dichter ist wohl ein Geistlicher, der kirchliche Anschauungen zum Siege bringt, sich in den dichterischen Formen aber des epischen Stiles bedient. Volkstümlich liedhaft ist der Eingang:

Einen König weiß ich,
heißet er Hludwig.

Dann wird sein Leben in ganz epischer Weise geschildert; vaterlose Kindheit, Erziehung durch den treuen Waffenmeister, Reichsteilung mit Karlmann. Dann der Normanneneinfall, auf Gottes Befehl hebt

Ludwig die Kampffahne auf (huob her gundfanen ûf), Ansprache an das Heer, Ritt zum Treffen, allgemeiner Gesang „Kyrieleison“. Dann wieder in alten Formeln:

Sang was gisungan,
Wig was bigunnan.
Der Sang war gesungen,
der Kampf war begonnen.

Der König reitet an der Spitze, durchsticht den einen, durchschlägt den andern: „er schenkte seinen Feinden bittern Wein ein“, heißt es mit einer später noch oft begegnenden formalhaften Ironie des Volksliedes. „Gelobet sei die Gotteskraft, Ludwig ward sieghaft.“ So endet das 118 kurze Verse umfassende Gedicht, das in seinem schlichten, knappen, holzschnittartigen Stile den Beweis für eine volkhafte endreimende Lieddichtung gibt, denn die ganz volkstümlichen epischen Formeln dieses Liedes mit ihrer Bindung an den Endreim sind weder von dem geistlichen Verfasser geschaffen noch können sie geistlicher Dichtung entstammen; sie deuten auf eine allgemeine Lieddichtung in der neuen endreimenden Form.

Nach den uns erhaltenen Denkmälern hat die stabreimende germanische Dichtung in Deutschland im Laufe des 9. Jahrhunderts ihr Ende gefunden; in Zaubersprüchen lebte sie noch länger fort. An ihre Stelle trat die neue endreimende Dichtung. Die Wucht und Härte jener alten Dichtung, die starke Tonkraft der gestabten Worte widersprach ja der durch die althochdeutsche Lautverschiebung eingetretenen Schmeidigung und Betonungsmilderung der Sprache, und auch innere Wandlungen, der Übergang zum „Deutschum“ spielten bei diesem Vorgange mit, ebenso wie der äußere Einfluß der lateinischen Hymnenpoesie, in der der Endreim bereits 600 zum Siege gekommen war. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts begegnet eine endreimende deutsche geistliche Dichtung, in der sich die Bestrebungen Karls des Großen um eine Eindeutschung des Christentums fortsetzen. Ludwig dem Deutschen als dem Erben der karolingischen Überlieferung widmen um 865—870 *Otfrid* sein „Evangeliensbuch“, das den Gipfel dieser Dichtung darstellt. Es ist die

unbestreitbare Leistung des Weißenburger Mönchs, als erster den Endreim in einer großen kunstmäßigen Dichtung angewandt und damit durchgesetzt zu haben. Otfrid, gebürtiger Rheinfranke aus der Weißenburger Gegend, wurde in Fulda erzogen, in der Schule des Alkuinschülers Rhabanus Maurus, der die karolingische Überlieferung kirchlicher Volksbildung am getreuesten weitergeführt hatte. Als Schulvorsteher im Kloster Weißenburg wird Otfrid der Erbe seiner Bemühungen. Entschlossen bricht er neuen Formen Bahn; den romantischen Weg des Helianddichters, einen als germanischen Volkskönig stilisierten Christus zu schaffen, ist der nüchtern und klar denkende Rheinfranke nicht gegangen. Unbeirrt verkündet er die christlich-kirchliche Weltfluchtlehre, er schildert das Leben des Heilands zu rein theologischen Zwecken, deutet es, unter Benutzung der theologischen Bibelkommentare, allegorisch und moralisch aus, alles steuert aufs Theologisch-Abstrakte zu und verherrlicht die mönchischen Tugenden der Demut, Barmherzigkeit, Enthaltbarkeit, Unterwerfung unter Gott. Der schlichte, reine Stil seiner erzählenden Kapitel ist gleichwohl nicht ohne Einfluß der Volksdichtung geblieben, an der ein geistlicher erzählender Dichter gar nicht vorübergehen konnte. Im Beginne treffen wir noch einzelne stabreimende Formeln, später lenkt er mehr und mehr in seine eigene, ruhig abgewogene, gemütvoll sinnige Darstellungsart über. Dies allegorisch ausgedeutete Heilandsleben hat auf kirchliche Kreise stark gewirkt; volkstümlich ist es nicht geworden und konnte es nicht werden, da es im Theologischen verhaftet blieb und die Entwicklung bald über die karolingischen Volksbildungsbestrebungen hinweglenkte. Um 900 ist es mit der deutschen geistlichen Dichtung zu Ende; die hier versuchte Verschmelzung des Deutschen und Christlichen war nicht geglückt.

Damit endete der karolingische Zeitraum. Ums Jahr 900 sind die letzten Bewegungen der Völkerwanderungszeit abgeschlossen, Ost- und Westfranken sind getrennt, das französische wie das deutsche Volk haben sich klar herausgebildet. Als Ergebnis bleibt die Neugestalt der fränkischen Rheinlande: gewaltige Gebiete auf dem linken Rheinufer sind für das Frankentum gewonnen, während der Raum

zwischen Maas und Loire nicht behauptet werden konnte. Diese Rheinlande bleiben der Mittelpunkt des neuen Ostfrankens, in ihnen liegt das karolingische Krongut, das in damaliger Zeit der Naturalwirtschaft allein ein machtvolles Regiment ermöglichte, sie sind der Mittelpunkt der kirchlichen Organisation. Drei Erzbistümer: seit etwa 780 Mainz, etwa 795 Köln, etwa 805 Trier, umfassen den gesamten Raum des linkselbischen Deutschlands. Das Rheinland wird der Boden für die mit dem Staatswesen eng verbundene Kirchenorganisation; diese drei Erzbistümer sind zugleich die Träger der höchsten Reichsämter, der späteren Kanzlerschaften für Deutschland, Italien, Burgund. Das karolingische Kernland bleibt das Kernland des neuen Reiches und damit dem Reichsgedanken wie der kirchlich bestimmten Reichsorganisation aufs engste verbunden. In dieser Verbundenheit liegt das gesamte spätere Schicksal der fränkischen Rheinlande bis zum Jahre 1806 beschlossen, zuerst im Guten, dann mehr und mehr im Bösen.

Trotz des Verlustes der Seine-Loire-Stellung bleibt auch der großfränkische Raum in seiner kulturellen Gemeinschaft. Ein lebhafter Austausch zwischen Ost- und Westfranken begleitet die nachfolgenden Jahrhunderte. Als die deutschen Karolinger 911 aussterben, bemächtigt sich Westfranken der Rheinlande; 925 holt sie der erste Sachsenkönig zurück. Die Großen des Herzogtums Lotharingen hielten 911 am Erbrecht der Karolinger fest und riefen den westfränkischen König als rechtmäßigen Herrscher herbei: so stark wurde noch die alte Einheit gefühlt. Erst als der westfränkische Karolinger von seinen Gegnern gestürzt und gefangen worden war, wurde Heinrich I. als König gerufen und anerkannt. Aachen wurde nun die Krönungsstadt des Reiches; alle Ottonen sind dort geweiht. So wurden die Rheinlande auch unter den Sachsenkaisern als Kernland des Reiches anerkannt. Beim Aufstand Liudolfs gegen Otto I. (953—954) hat das Rheinland gegen den eigenen Herzog zum Könige gestanden; ein Lied von Liudolfs Geschick hat noch zweihundert Jahre im Rheinlande gelebt und ist später mit anderen Liedern zur Grundlage des „Herzog Ernst“ geworden. Unter Otto I. ist auch der letzte Schluß-

punkt unter die später so unheilvolle politische Entwicklung des Rheinlandes gesetzt worden: um das Land fest in Händen zu behalten, schaffte er die weltlichen Herzogsrechte ab, gab sie seinem Bruder Bruno, der seit 933 Erzbischof von Köln war und eine rege und sehr fruchtbringende Tätigkeit als Schulgründer und Kulturförderer ausübte. Zu einer Zeit, wo die Kirche dem Kaisertum unzweideutig unterstellt war, alle hohen Kirchenämter in Wahrheit Reichsämter bildeten, schien diese Übertragung unbedenklich; unter geänderten Zeitverhältnissen ist daraus ein unseliger Klerikalismus geworden.

Das Lindolflied ist nur ein einzelnes Zeugnis einer immer regen Lieddichtung. In den Jahren 900 bis 1050, wo keine einzige Dichtung in deutscher Sprache aufgezeichnet, lebte die mündlich überlieferte Volksdichtung in aller Kraft; von Siegfried und Dietrich, Ermanarich und Hildebrand, von Karl und Roland wurde gesungen. Liedformen und Liedgehalte änderten sich mit der Zeit; der Kern blieb erhalten. Vergeblich kämpften kirchliche Kreise gegen diese „heidnische“ Dichtung. Das Volk hielt an ihr fest, gab sie Kindern und Enkeln weiter.